

Brief aus Welschland

Autor(en): **Widmer, Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ettore Cofomati, Zürich.

Die Margnagruppe.

Brief aus Welschland.

Mit drei Reproduktionen im Text.

Die Feier von Gottfried Kellers hundertstem Geburtstag hat eine reiche Ernte gezeitigt. Es war schwer, die Garben zu zählen, die da gewunden wurden. Dennoch, eine Mehre scheint den Blicken der vielen Aufmerksamen entgangen zu sein, eine Mehre nur, die aber gewichtig genug ist, daß man sie hier noch nach dem Fest aufhebe. Im letzten Welschlandbriefe nannte ich Amiel einen „unbekannten Seelenfreund“ des zürcherischen Dichters; ich dachte dabei vornehmlich an ihre Gleichstimmung dem Lande, der Freiheit, dem Volkstum gegenüber, wenn mir auch damals schon bewußt war, daß der Genfer das „Waldlied“, mir eines der beseligendsten Gedichte Gottfried Kellers, fein und schön ins Französische übergeführt hat. Von der Stimmung des Jubiläums getragen, griff ich erneut nach den „Etrangères“^{*)}. In edlem Verein — dessen

Zusammensetzung dem in zarte, tiefe Weiten lauschenden Amiel Ehre macht — findet man in dem Buche folgende Verse:

Dans la Forêt.

Les chênes de la forêt à l'ombre épaisse et tranquille,
Aujourd'hui comme autrefois m'ont chanté leur grave idylle.

Le plus jeune, vers l'orée, essaye et gazouille un son;
Et le son devient murmure et le murmure chanson.

Et la chanson devient chœur; les rameaux, de proche en proche,
S'ébranlent et leur rumeur a les ondes de la cloche.

Et, de la racine au faite, on entend dans le grand bois
S'entre-croiser cet orage et se chercher mille voix.

Si quelque chêne orgueilleux isole sa cantilène,
La forêt haussant la voix ou le couvre ou le ramène.

^{*)} Les Etrangères. Poésies traduites de diverses littératures. Par H.-Fréd. Amiel. Paris, Sandoz et Fischbacher (1875).

Cet orchestre de feuillage a les accents de
la mer;
Il pleure et gronde en cadence à chaque
frisson de l'air.
C'est du plus ancien des dieux la musique
aérienne,
Pan tire ainsi des accords de la flûte
éolienne.
La flûte aux sept trous se cache au profond
des taillis verts,
La syrinx magique enferme, en sept modes,
l'univers.

Et poètes et pinsons, vives âmes dégourdis,
Dans l'ombre sont à l'affût et boivent ces
mélodies.

(De l'allemand.)

G. Keller.

Wer den deutschen Urtext zur Hand nimmt und dem Fluß der Verse hüben und drüben zu lauschen sich anschickt, den wird die bachfrische, schattentühle Bewegung beiderseits mitreißen, und über den nachahmenden Willen hinaus wird er in Amiel die Seelennähe spüren, die ihn mit dem Finder ihm so gemäßer Lyrik

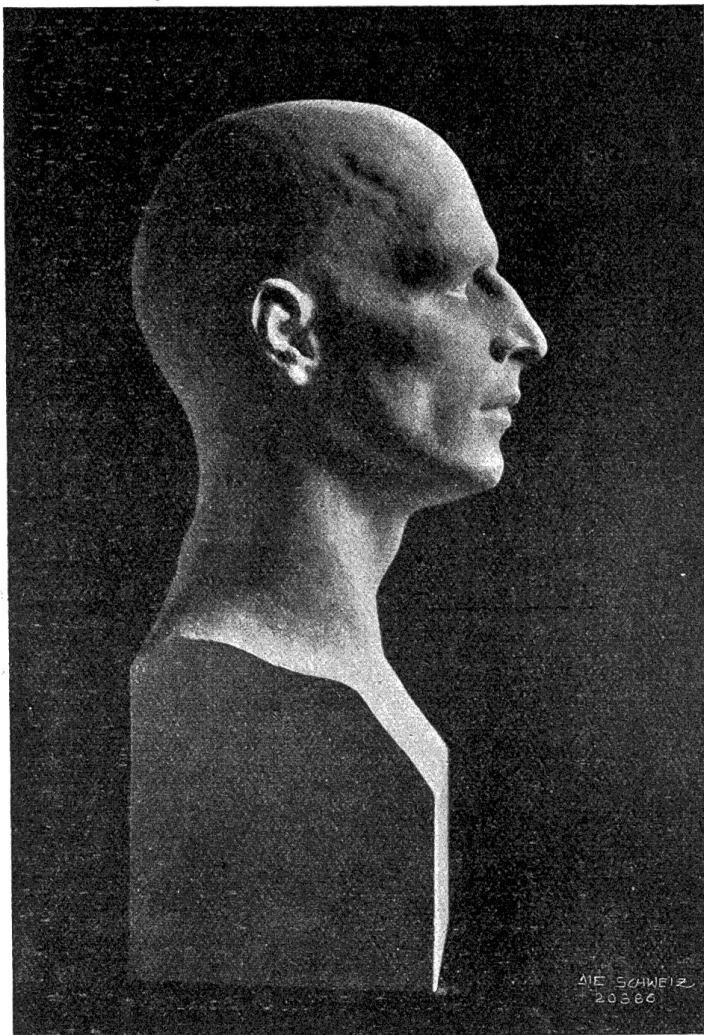
eng verband. Amiel muß namentlich einen Vorzug gerade dieses Gedichtes bewundert haben, weil er seiner eigenen Muse, seltene Glückstage ausgenommen, versagt war: die Verse Meister Gottfrieds sind Stoßtruppen, denen die Pausen zwischen den Strophen nicht zu Fallgruben werden, sondern die sie kühnen Sazes nehmen; sie feuchen nie, sie stimmen aus voller Brust einen neuen, innig harmonischen Ton an, bis sie den Gipfel erreicht haben, von wo sie in schalkhaftem und reinem Uebermut bergabwärts kugeln, kollern: auch dieses rollende Abnehmen der Spannung, den Uebergang vom Schwung ins Lächeln, hat Amiel herausgehört und nachgebildet. Eine bescheidene Tat: aber steht sie nicht unter den bisherigen Versuchen, Keller zu verwelschen, in rühmlicher Höhe?

Freilich, das Waldlied rührte an male-
risch-impressionistische und dann wieder
romantisch-ironische Saiten
in der Seele Amiels, die,
noch nie so recht gewürdigt,
hier einmal angetönt wer-
den sollen ... Dann wird
man erkennen, wie tief
die Ähnlichkeit des Dicht-
ters und seines Uebersetzers
reicht.

* * *

Immer ersteht von Zeit
zu Zeit in unserm Welsch-
land wieder ein Poet, der,
durch welche Stadien er
vorher mag gegangen sein,
Heimat und Volk vergegen-
wärtigt und sozusagen sel-
ber wird. Das ist der Fall
mit C. F. Ramuz.

Ramuz hat sonderbare
Fahrten getan. Die einen
mögen sie für Pilgerreisen,
die andern für Irrungen,
Wirrungen erklären, und
beide können sie recht haben:
aber seine Waadt hat er nie
aus dem Herzen, den Leman
nie aus den Augen, die Lan-
dessa Sprache nie aus den Oh-
ren verloren. Es gab eine
Zeit, wo man schon fest

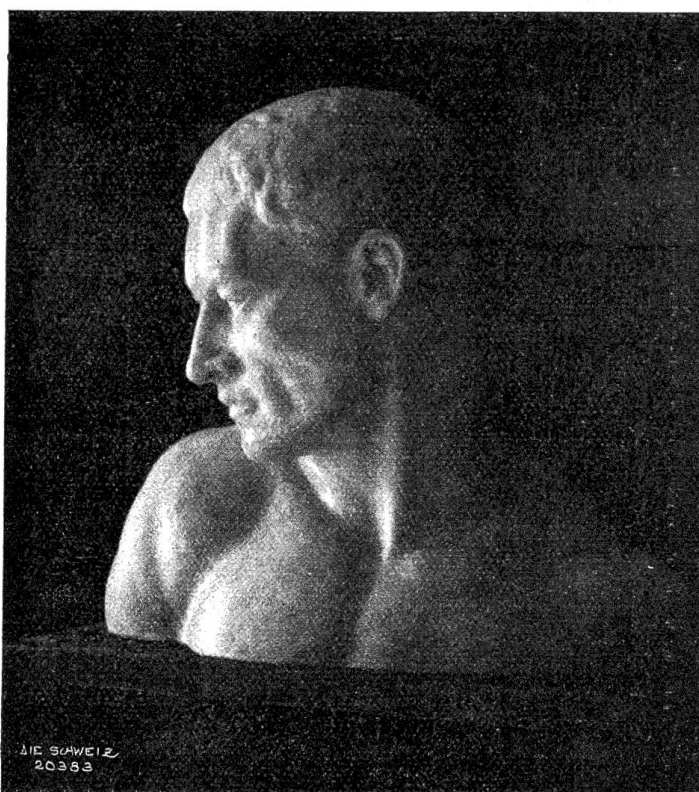


Fritz Schmied, Genf.

Porträtbüste Prof. W. M.

glauben mußte, um nicht an ihm zu verzweifeln: das war, als er das „Reich des Bösen“ geschrieben und ganz den Eindruck geweckt hatte, als wüßte er über das feyerliche Dorf, sein krampfhaft in Sünden verstiegenes Bauernnest, einen vulkanischen Ausbruch oder einen vernichtenden Bergsturz herab, er selber aber begeben sich stehenden Fußes in das nächste Kloster, da in der Welt ja doch auf tausend Seelen im besten Falle eine erträglich sei... Aber die Folge zeigte, daß in der grotesken Uebertreibung ein gut Stück Schriftsteller-glück sich gesonnt hatte, eine kräftige Freude, ein Dasein so in den Grund hinein verkraßt zu haben. Die Folge war nämlich die, daß Ramuz in der Welt verblieb, deren Hinterseite er eben noch als ein (Lüsterner, malstroher, expressio-

nistischer) Bußprediger vorgekehrt und beschrieben hatte — und in aller Ruhe einen neuen Roman schuf. Zu diesem Behufe — er „wechselt“ beständig zwischen Stadt und Land, Höhe und Tiefe, Berg und Tal, Fels und See, Wald und Wein — stieg er von der Alp, die er für einmal scharf genug abgeäht, an die Sonnenhalde zwischen Lausanne und Genf hinunter, legte sich hinter einen Hag und lauschte, was so vom Morgen bis zum Abend das Schicksal in Perron oder Gilly oder Gland oder wie sonst die Orte heißen (das eine gibt den und St. Prex jenen Zug...) zusammenbraut. Es war ein heißer Sommertag, der gleich mit unannehmbaren Hitzeegraden einsetzte, und mit der Hitze stürmten und wälzten sich und preßten Erscheinungen und „Zeichen“ der Teuerung, der Seuche, des Landesstreiks heran. Die an sich sachliche Bevölkerung wird nervös. Die Sonne zieht sich in einen braunen Kessel zurück, von dessen Boden her sie immer schwelendere Gluten, unheimlich-fühlbar, gießt, verbreitet. Es ist kein Ausweg. Und häufiger vernimmt man das irre Reden des Bäckerjohnes, der



Fritz Schmied, Genf.

Spartacus.

eines Streites halber entwichen, in die Fremdenlegion eingetreten, im Kugelregen wirr geworden und mit einem Ehrenzeichen entlassen ist; häufiger die Mark und Bein und Herz erschütternden Klagen der jungen Witwe eines Arztes, dem die unerklärte Krankheit, die er verfolgt hat, ans Leben ging; häufiger endlich das wortfarge, blickgeladene, bedeutungsschwere Kommen und Gehen eines fahlen Händlers mit Traktaten vom Untergang dieses Sündenpfuhls von Welt; überall sieht er Zeichen, und wer kann noch widerstehen? Zeichen steigen auf, dicht, um jeden Ausblick zu verdecken, peinlich und arg, um jede Abwehr, allen Widerspruch zu entkräften... Und sie ziehen sich in ein schwarzes Gewitter zusammen, der schwüle Tag wird zur Nacht, und die Spötter spüren den Ernst des nahenden Gerichtes, vor dem nichts Irdisches besteht...

... Man staunt, daß die Fenster sich wieder lichten, die elektrische Beleuchtung wieder einspringt, eigentlich nichts verheert, sondern alles von Grund erfrischt und erfreut ist, so machtvoll läßt Ramuz das Wetter auf unsere Nerven brausen...

Und wieder, lebhafter als einst, empfinden wir, aufatmend und heiter wie die Bauern (denen man das jüngste Gericht nicht so bald mehr wird vormalen können), daß ein Geist sich seiner Muskeln an uns hat freuen wollen, und wir lachen, halb daß es solchen Mann der Kraft, und mehr als halb, daß es Leute gibt, denen das Gruseln, das unbedingte, nicht beizubringen ist.

Aber malerisch, bewegungs-, erregungsmalerisch, ist „Les Signes parmi nous“ *) eine Prachtsleistung. Das im Waadtland vielverbreitete Duell zwischen freidenkerischen Anflügen und bigotten Rückfällen ist in Szene gesetzt, wie nur ein Meister es vermag. Die lemanische Welt wird uns so greifbar, so riechbar nahgerückt und doch so typisiert, als ob Maler, Bildner und Priester=Dichter sich ein Stellbildlein zu gemeinsamem Werk gegeben hätten. Ein seltener Fall in der neuern Dichtung. Es ist verführerisch, über diese „Zeichen in unserer Mitte“ nachzusinnen. Ergiebiger aber wird es wohl sein, die Dichtung des Schriftstellers Ramuz einmal in ihrem Werden und ihrem Sinne ganz zu fassen.

* * *

Ein weitwichtiges Unternehmen wird es sein. Denn seine Art ist einer Egge zu vergleichen, deren Zähne tief, und wie leidenschaftlich, in den Boden greifen; dabei ist dann von Jahr zu Jahr, von Buch zu Buch wieder zu unterscheiden, zu untersuchen, nachzufühlen, welcher Erde die Zerschürfung, Mürbung, Aufrüttelung, der Aufnahme welcher Saat zugebracht sie sei. Volk und Menschheit, Drang und Schollentreue, Gewöhnung und Freiheit: zwischen solchen Gegenständen wirkt es den Autor hin und her. In Ermangelung eines Rousseau, eines Secrétan oder Naville, der Priester=Denker, ist er den Welschen unserer Tage Malerdichter, Glaubensspürer, Entzifferer der Zeitenuhr.

Es gibt Augenblicke, wo den nachdenklichen Leser vor einem Ramuz graut. Nicht mit dem Grauen, das Conan Doyle in seinen schlängenzüngelnden Jagdmären, das Meyrink mit seinem Hexensabbath

halbreifer Erregungen aufpeitschen und aufwühlen. Mit einem ehrlichen Grauen, darin, um deutsche Erschütterer zu nennen, Luther mit Niehsche zusammentrifft. In der Tat, in Ramuz wirkt sich eine rechtschaffene, gewaltige, wenn auch nicht blind buchstaben- und zeichengläubige Bibelhaftigkeit aus; mit ihr liegt bald im Streite, bald im Bunde ein bis zum Hohn, zur Qual ingrimmiger Agnostizismus, und so ist ein Ungestim, ein Trotz, ein irdisches Hasten, ein Himmelan=Raffen in seinem Mut, in seinem Blut, in seinem dichterischen Gut, die ihn absondern, die befremden und berücken.

Er ist ein Steffen der Westschweiz. Nur daß er auf den Schultern der Propheten steht, während jener, Steffen, sich an den Heiland lehnt... Vielleicht bewegt diese Vergleichung einige, in die nur von schmalen Lichtquellen zur Not erhellte Krypta niederzusteigen, die Ramuz' Werk dem innern Sinn nach ist.

* * *

Dem äußern Sinn nach ist die Künstlerschaft des Dichters der „Zeichen unter uns“ eine stark bildnerisch betonte Malerei kubokinematischer Richtung.

Und so lenkt die Betrachtung aus dem Reich des Tons, des Worts an die bildenden Künste hin. Den Sommer über — um mit einem Male wieder ganz sachhaft zu reden — stehen ihre Mühlen still, die Ausstellungen veröden, die Maler und Bildhauer sind über allen Bergen. Im September, Oktober heischt das Leben, der Wettbewerb, der Kampf aufs neue seine Rechte. Jetzt soll hier denn auch ein Wort für eine Kunsterscheinung eingeschaltet sein, die zwar aus Memannien stammt, sich aber in Genf offenbaren will. Die Ausnahme wird sich selbst rechtfertigen.

Ich spreche von dem Ostschweizer Friß Schmied in Genf. In Zürich geboren (1893), war er zuerst dort und zu Basel im Baufach tätig, widmete seine Muße aber schon früh der Malerei. Nach und nach zog ihn die Plastik an, und seit 1916 arbeitet er, lernend, schaffend, lehrend als Bildhauer (an der Kunstschule und in der eigenen, in paradiesischem Garten gelegenen Werkstatt). Solch einen

*) Editions des cahiers vaudois, 19 Rue de Bourg, Lausanne.

kräftigen, strebenden Landsmann in tüchtiger Anstrengung steigen, sich mit der romanischen Art auseinandersetzen, von ihr bereichert sich behaupten zu sehen, gewährt Anregung, erweckt Vertrauen. Schmied ist ein Schüler und Gehilfe des Meisters James Vibert. Die Nähe dieses Starken stählt die Nerven und stemmt die Willen zu ähnlich energischem Beginnen.

Das ist gut. Indessen, der Umgang mit Herakles erreicht am Ende mehr diesem selbst zum Vorteil, weil er die Dinge ganz von selbst heldenhaft anfacht, wo andere sich leicht überheben. Wenn sie im Geiste biegsam genug sind, um, nach der Verehrung, der Racheiferung des Mächtigen, ihr eigenes Sehnen walten zu lassen, kann es geschehen, daß zartere, nicht minder lebensfähige, bildbare, formvolle Dinge aus dem Ton

wachsen... In diesem Zustand steht auch Schmied. Er drückt Athletenarme in die feuchte Erde. Sie formt sich zu düstern Herakliden, zu Trohern, zu Rainen, die einen Bruder verdrängt haben, der, fühlen sie's?, an ihrer Statt hätte entstehen sollen, einen Abel... Inzwischen ist Festigkeit und Form gewonnen. Grund genug, die düstern Helden zu ertragen und die knirschenden Muskelklaven. In guten

Stunden hilft die errungene Erfahrung dem eigenen Gefühl zum Durchbruch. Es ist milder, neigt sich, hier zum Anteil, dort zur Gemütlichkeit. Anteil am Schmerze, Behagen am Frohsinn. So wesentlich sind die beiden Zweige dieses Astes, so wahr sind die zwei Wendungen derselben Empfindensart, daß sie schon vollwertige eigenartige Werke hervorgebracht haben.

Das eine, tragisch gerichtete, ist das Haupt eines schicksalgebeugten Denkers, das andere die Büste einer ausnehmend, und zwar durch quellende Güte, heiteren und lebensfrohen Frau. Das leicht an Rodins gebende, malerisch, ja tonig schimmernde, schillernde Plastik erinnernde Haupt des Denkers; das in klassisch runden, putzengleich wohligen Formen, doch würdig gefaßte Haupt der Gutgesinnten, Wohltuenden deuten die Menschengattungen an, denen sich das Talent Schmieds je länger je lieber zuwenden wird. Mit dem heroischen Ideal wird ihn das Vermögen verbunden halten, die weiche Saite der Sehnigen zu stimmen. Dann wird er Bildnisse schaffen wie das scharfe und klare, das schön gerade des Mannes mit der Adlernase, das hagere klugen, menschlichen Beobachters. Und so ergibt sich schon heute eine Dreierheit seelisch-bildne-



Freiz Schmied, Genf,

Büste Mlle. S.

rischer Möglichkeiten, die reich, selten und ausgeprägt genug ist, um ihrem Eigner feine und starke Entwicklungen, Erfindungen zu gestatten. Ein Zeichentalent kommt ihm zustatten, das ihm erlauben wird, das Ueberkommene um und um zu modeln, bis es durchaus sein Besitztum und Spiegel wird, und welches uns eine Bürgschaft ist, daß Schmied nicht wie so viele Schnellfertige die erste Pressung seiner Hand nun auch für eine Expression halten wird. Er hat Gewissen, Geschmeidigkeit und Kraft: was will ein Plastiker für bessere Musen?

* * *

Von Rechtswegen müßte noch eine

Würdigung zweier von uns gegangenen Männer folgen, des Poeten Tavan (Genf), des Archäologen Secrétan (Lausanne). Beide waren und bleiben hochverdiente Arbeiter in den Weinbergen, die das Schicksal ihnen angewiesen hatte und die nah aneinanderlagen; der eine erneuerte die Poesie des Altertums mit Versen (La Coupe d'Onyx), der andere mit dem Spaten (Forschungen in Aventicum). Ich habe Neigung Secrétan eher in höhern Rang zu setzen: er trug eine helle und warme Leidenschaft zur Schweiz und ihren Tüchtigen im Herzen. (Galerie suisse 1873—1880).

Dr. Johannes Widmer, Genf.

Berner Gespenstergeschichten.

Mit einem Textbild.

Wer durch die winkligen Gäßlein und Laubenecken der bernischen Altstadt schlendert, hier ein merkwürdiges Haus und dort eine uralte Treppe oder einen geheimnisvollen Durchgang betrachtend, der wundert sich nicht im geringsten zu vernehmen, daß es heute noch in solchen Gegenden der Stadt spuken und gespenstern soll. Und wer gar noch von all den müsteriösen unterirdischen Gängen weiß, die von vielen uralten Häusern und Gassen der Stadt bis hinunter an und in die Aare führen sollen, der begreift nur zu gut, daß ängstliche und schreckhafte Gemüter sich da alle möglichen und unmöglichen Geschichten zusammenbrauen und andern mitteilen mochten. Daß es in einer jahrtausend alten Stadt, in welcher einst Ritter und andere Mächtige hausten, und in welcher einige Kloster mit mehr oder weniger sündigen Mönchen und Nonnen standen, heute noch „umgeht“; daß um die mitternächtige Stunde, wenn es vom Zeitglocken oder vom Rathaus oder vom Nydeckkirchenturm zwölf Uhr schlägt und der Mond seine grünlichen Lichter und seine seltsamen Schatten in die Gäßlein und Winkel wirft — daß da heute noch Unerlöste seufzen oder fluchen oder allerlei Lärm machen oder auch nur lautlos an den Ort ihrer einstigen Freveltat zurückkehren müssen, umsonst auf Erlösung harrend, das gehört zu einer alten Stadt und verleiht ihr den eigentümlich romantischen Reiz und jenes geheime Leben, das nicht an Menschenritte und Wagenrasseln, nicht an Geschäftigkeit und Hämmern und Hundebellen gebunden ist, sondern gleichsam in den grauen Mauern selber webt und aus ihnen summt.

Was sich die Leute, Gebildete und Un-

gen und mitternächtigen Umgehen, von Sagen, die sich mit ganz bestimmten Häusern oder Gassen verknüpfen, und von Märchen, die historische Gestalten wie den General Lentulus oder den treuen Ritter Rägeli wachrufen, heute noch erzählen, das hat Hedwig Correvon gesammelt und in einem hübschen Büchlein — mit Vorwort von Johannes Jegerlehner — vereinigt (Union-Verlag, Bern 1919). Man staunt über die Fülle von gespenstischen Erinnerungen, die in Bern noch lebendig sind: da spuken Ratsherren, Advokaten, Klosterfrauen, Beginen, Tanzlustige und sündige Frauen, Krankenschwestern und Selbstmörderinnen, Geharnischte und Hexen. Hedwig Correvon hat die Geschichten nicht literarisch oder künstlerisch irgendwie zu rechtstilisiert, sondern sie genau so nüchtern oder so gruselig wiedererzählt, wie sie sie vernommen, selbst jene, die durch eine kleine künstlerische Bearbeitung an Stimmung, Spannung und Eindringlichkeit viel hätten gewinnen können. Diese Ehrlichkeit zeugt jedoch für das aufrichtige Interesse, das die Sammlerin an der Sache selbst hat, und alle jene, welche Bern kennen und lieben, werden ihr dankbar sein für dieses reichhaltige Büchlein.

Dies besonders auch deshalb, weil es von dem bekannten phantastischen Berner Radierer Hans Eggmann so reichlich und originell illustriert worden ist. Da konnte Eggmann seine ganze fabulierfreudige und gruselige Phantasie tanzen lassen, in Kopfleisten, Bignetten und in ganzseitigen Bildern. Aber so schrecklich und gespenstisch auch seine Spukgestalten, menschliche und tierische, sein mögen, so seltsam auch Mond und Sterne auf das Geistern herabfunkeln — der Künstler hat dennoch stets ein